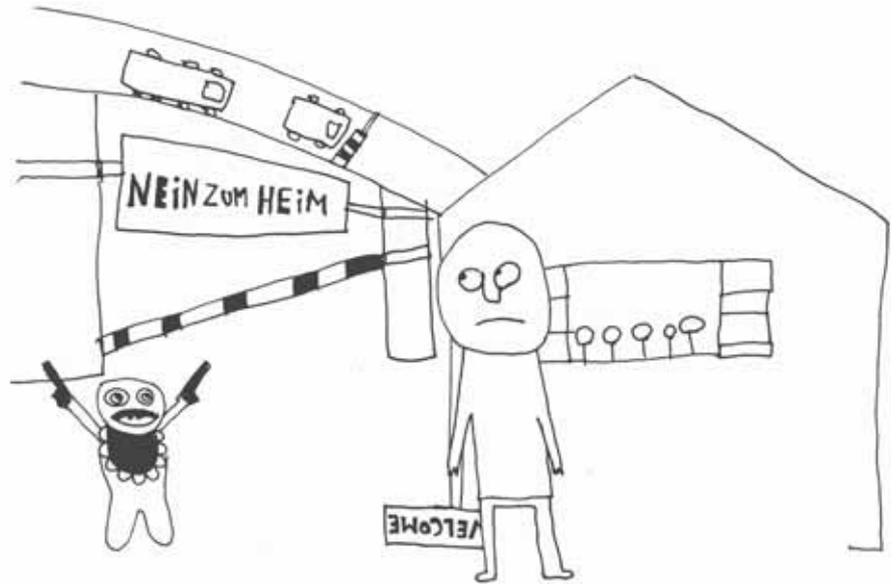


Die neue Normalität



In Sachsen vergiftet der Hass die Leute und zerklüftet das Zusammenleben der Menschen. Gewalt, Beschimpfungen, niederträchtige Übergriffe passieren ständig und überall. Das Schlimmste: man gewöhnt sich daran. Von Celia Rothe

Als Jugendliche habe ich mich oft gefragt, wie das eigentlich passieren konnte - in den dreißiger Jahren. Dass so viele Menschen nicht rechtzeitig gehandelt haben. Dass sie nicht geflohen oder untergetaucht sind. Rechtzeitig. Bevor es zu spät war.

Heute kenne ich die Antwort: Es gibt keinen bestimmten Zeitpunkt. Der Hass nimmt schleichend Überhand. In kleinen Stücken. Das haben die vergangenen Jahre in Sachsen gezeigt. Wie ein Geschwür durchdringen hier braune Gedanken die sozialen Schichten. Hoffnung? Die gibt es. Und sie stirbt zuletzt. Immer wieder höre ich den Satz: „Es kommen auch wieder bessere Tage. Du wirst sehen.“ Ich sehe, dass wir langsam hineinwachsen in unsere neue, braune Realität.

Offene Gewalt?
In Chemnitz ganz normal

Das klingt jetzt wahrscheinlich alles sehr kryptisch. Die Gedanken überschlagen sich und ich muss mich beeilen, alles schnell aufzuschreiben. Solange es mich noch wundert. Denn wenn ich nicht aufpasse,

wundert mich überhaupt nichts mehr. Ich wohne in Chemnitz. Und ich wundere mich nicht mehr darüber, dass ein Bekannter von mir aus Ägypten an einem frühen Abend mitten in der Stadt, umgeben von vielen verschiedenen Leuten, unter Anwesenheit der Polizei, zusammengeschlagen wird. Ich gewöhne mich daran, dass einem Freund von mir jeden Abend aufgelauert wird. Er ist Syrer, und jeden Abend lässt er sich von einem Mann, den er nur vom Sehen her kennt, bedrohen und schlagen. Er hat Angst, sich zu wehren oder sich der Polizei anzuvertrauen. Er hat Angst, dass ihm die Polizei nicht helfen wird. Ich habe aufgehört, mich darüber zu wundern, dass der 15-jährige Sohn einer engagierten Bekannten vor einer brüllenden Meute Männer davonläuft, die seinen Personalausweis haben will, um auf diese Weise zu erfahren, wo seine Mutter wohnt, um ihr mal richtig einzuheizen. Er flüchtet nach Hause. Sie sehen ihn im Hauseingang verschwinden. Er hört sie grölen: „Aha! Hier wohnt also die Flüchtlingsschlampe!“

Gewöhnung an den Hass

Es sind eigentlich nur noch und überall in Sachsen diese Geschichten, die wir uns schon gar nicht mehr

erzählen. Geschichten, die wir nach einigen Wochen sogar wieder vergessen, weil sie ständig abgelöst werden von neuen, ähnlichen Geschichten. Stück für Stück gewöhnen wir uns. Und dann passiert genau das: Es ist zu spät. Wir haben nichts rechtzeitig unternommen und eigentlich weiß auch keiner wirklich, was wir denn unternehmen sollten.

Was können wir denn tun?

Zunächst stellt sich die Frage: Wer? Wer von meinen Nachbarn, Arbeitskolleginnen, Arbeitskollegen, Facebook-Freundinnen und -Freunden, Verwandten, welche der großen wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Institutionen der Stadt vertreten denn überhaupt noch die Ansicht, dass Fremdenhass und Faschismus schlicht nicht tolerierbar sind? Das zweite Problem: Was? Was könnten wir denn wirklich noch tun? Und wie? Klar, können wir den Menschen auf den Straßen oder auf der Arbeit sagen, was wir denken und für richtig halten und aus welchen Gründen wir ihre Haltung kritisieren. Aber das wird sie erstens nicht interessieren und zweitens nicht überzeugen. Sie wollen nicht überzeugt werden.

Nach 1989 – oder wie eine Gemeinschaft zerreißt

Im Gegenteil. Durch die gesellschaftlichen Prozesse, die wir in den letzten Monaten beobachten können, haben neue Sinngemeinschaften eine neue Qualität in sozialen Gruppen hervorgebracht. Wie ist das zu verstehen? Wenn man Pessimistin wäre, könnte man behaupten, dass unser soziales Zusammenleben zumindest im Osten, in Sachsen seit 25 Jahren von einem komplexen Defizit geprägt ist. Die Jahre nach der politischen Wende von 1989 waren geprägt von der Angst um den Arbeitsplatz. Vom Anpassungsdruck an ein neues politisches und gesellschaftliches System, das vor allem vom Einzelnen zu fordern schien, sich gegen die anderen, mit denen er sich bislang in einem kollektiven Verband befunden hatte, durchzusetzen. Leistungssystem. Hinsichtlich der Aufdeckung der Machenschaften der Staatssicherheit war es geprägt vom Misstrauen, also von der Frage, wer wen wann als nächstes entlarvt oder wer wann von wem über Jahre bespitzelt worden ist. Wenn man Pessimistin wäre, könnte man feststellen, dass unsere heutige Gesellschaft durch nicht viel mehr zusammengehalten wird als durch Arbeit einerseits und durch Konsum andererseits. Was verbindet uns sonst noch? Welchem übergeordneten Sinnzusammenhang fühlen wir uns verantwortlich? Für den Einzelnen geht es darum, Leistung zu zeigen und persönliche Sicherheiten zu schaffen.

Neue Sinngemeinschaften

Die Qualität der neuen Sinngemeinschaften gehen über die Bereiche Familie und Arbeit weit hinaus. Diese Arten von Gemeinschaft nehmen die individuelle Existenz wieder in ein Kollektiv auf. Ein Kollektiv, das am Ende mehr ist als die Summe seiner Teile. Das fühlt sich wahrscheinlich so ähnlich an wie vor der Wende. Als das soziale Leben zwischen Arbeit und Familie, Brigadeorganisationen und Subotnik am Samstag stattgefunden hat. Das ist das Einerseits. Das Andererseits ist ein altes Bild. Eines, in dem eine Gruppe sich über einen gemeinsamen Feind konstituiert.

Emanzipation der Unmündigen

Also belehren können wir die Wutbürgerinnen und -bürger, die Pegida-Anhängerinnen und -Anhänger jedenfalls nicht. Nicht zuletzt auch, weil sie um ihre extreme Einstellung wissen. Wenn sich ein 15-Jähriger vor mich hinstellt und mir ins Gesicht schaut, während er sagt: „Euch müsste man alle an die Wand stellen! Das nächste Mal bring ich meinen Totschläger mit!“ Dann weiß er, dass das krasse Sätze sind. Sätze wie diese kann man noch nicht lange einfach öffentlich sagen. Der Tabubruch ist jung. Und der 15-Jährige weidet sich daran, sie einfach auszusprechen und zu wissen, dass er einer wachsenden Gruppe angehört, die ihm dafür applaudieren würde.

Triumph der Unmündigen

Für mich wirkt das wie ein Triumph – von Menschen, denen bislang keine eigene politische Haltung, keine eigene Urteilskraft zugetraut worden ist oder denen nicht zugehört worden ist. Menschen, die sich eben anzupassen hatten an ein neues Politik- und Wirtschaftssystem, in dem der Einzelne nur ein Leistungsträger ist – solche Sätze klingen für mich wie ein Schrei nach Emanzipation aus der Unmündigkeit.

Aber ist das zu viel psychologisiert? Ich weiß es nicht. Seit Monaten quält mich die Frage, was hier eigentlich passiert und warum? Mich anzuschauen und solche Sätze zu sagen, laut genug, damit auch andere sie hören. Für mich ist das eine unmissverständliche Machtdemonstration.

Sachsen: Sonderfall oder Anfang?

In den vergangenen Tagen jonglieren sämtliche Medien immer wieder zwei Städtenamen: Clausnitz und Bautzen. Im Fall von Clausnitz ist es ähnlich wie

mit Heidenau. Niemand hat von diesem Ort jemals vorher gehört und plötzlich ist er allen ein Begriff. Ich könnte diesen Ortsnamen noch viele weitere hinzufügen: Einsiedel, Döbeln, Thalheim, Schneeberg, Crottendorf. Sie alle haben eine Farbe und die ist braun.

Clausnitz. Die Absurdität kennt keine Grenzen. Der inzwischen abgesetzte Leiter der Asylunterkunft ist AfD-Mitglied. Eine laut schreiende Menge ist um den Bus versammelt und bewirkt mit ihrem aggressiven Gebrüll, dass die Menschen im Bus Panik bekommen, dass sie sich nicht trauen auszusteigen. Ein Polizist schnappt sich einen Jungen und zerrt ihn aus dem Bus – die Menge draußen jöhlt, die wachsende Verzweiflung der Frauen, die im Bus zurückbleiben, der fassungslose Dolmetscher. Eine Situation, die mich mit Ohnmacht erfüllt – ich weiß einfach nichts mehr dazu zu sagen. Ich habe keine Worte dafür, keine Hoffnung. Sind solche Menschen bekehrbar? Was macht sie zu solchen Monstern? Was ist ihnen passiert? Was müsste passieren, damit sie aufhören?

Gipfel der Ohnmacht

Der Gipfel der Ohnmacht ist erreicht, als ich das Statement des Busfahrers höre: „Die wollten wieder nicht aussteigen, weil ihnen die Einrichtung nicht gut genug war“. Der Kommentar des Bürgermeisters von Clausnitz war, dass die Bürgerinnen und Bürger nur vor Ort gekommen waren, um zu schauen, wer da im Bus sitzt und dass er sehr froh darüber sei, dass die Asylbewerberinnen und Asylbewerber eigentlich ganz nette Menschen seien, die das alles inzwischen ganz gut verkraftet hätten. Der Polizeipräsident erklärte zu den Vorfällen sinngemäß, dass die Businsassen, die Menge vor dem Bus damit provoziert habe, dass sie mit den Handys gefilmt und eine Frau und ein Junge den Stinkefinger gezeigt hätten. Gegen die Bürgerinnen und Bürger von Clausnitz läge nichts vor. Gegen einige der Businsassen seien jedoch Strafmaßnahmen notwendig. Ich höre und sehe mir diese Pressekonferenz an und denke: „Das kann doch nicht wahr sein! Wieso reagiert denn niemand?“

An Orten wie Clausnitz organisieren sich die Bewohnerinnen und Bewohner seit einiger Zeit in Initiativen. Sie heißen „Döbeln wehrt sich“, „Einsiedel sagt Nein zum Heim“, „Freigeist Schneeberg“.

Heißgetränke für die Aufpasser von Einsiedel

Zum Beispiel Einsiedel. Einsiedel ist ein Vorort von Chemnitz. „Speckgürtel“ sagt man mancherorts dazu. Da wohnen Leute, die es geschafft haben. Sollte man

meinen. Ist aber nicht so. Einsiedel – da gibt es ganz hinten im Wald, am Ende des Ortes ein ehemaliges Pionierlager. Nach der Wende war es eine überbetriebliche Ausbildungsstätte. Dann stand es einige Monate leer. Seit September 2015 war klar, dass die Stadt dort eine Flüchtlingsunterkunft einrichten will. Das könnte ein schöner Platz sein. Die Rechnung wurde allerdings ohne die Einwohnerinnen und Einwohner gemacht. Die sagen „Nein zum Heim“ und sperren wochenlang die Zufahrtsstraße ab. Als ich mit ein paar Freundinnen und Freunden dahin fahre, stoppen sie unser Auto. Es ist wie eine Grenzkontrolle: Etwa eine Minute lang schauen sie von außen in den Wagen, scannen durch unsere geschlossenen Fenster unsere Gesichter. Denn es ist klar, wer dort durchfahren will, möchte sich von der angespannten Lage ein eigenes Bild machen – einziger Zielort nach der Durchfahrt kann nur das Gelände sein, danach kommt nichts mehr. Und wer nicht einmal die Fenster öffnet oder anhält und einen Becher Kaffee mit den Einsiedlern trinkt, gehört nicht zur neuen Sinngemeinschaft, zur neuen Gesinnungsgemeinschaft.

Die Absperrung ist gesäumt von zwei Ständen, an denen Leute stehen, Glühwein verteilen an die Aufpasserinnen und Aufpasser. Sie sehen aus wie ganz normale Mütter und Väter, arbeitende Mittelschicht und Rentnerinnen und Rentner.

Ist das vorstellbar? Vielleicht.

Chemnitz ist nicht wahnsinnig bekannt, aber dennoch hat diese Stadt zumindest manchmal in der Kulturgeschichte von sich reden gemacht. Zum Beispiel als sich Ende der 70er-Jahre die Künstlergruppe Clara Mosch gründete. Eine Gruppe von Bildenden Künstlern – Carlfriedrich Claus, Gregor Torsten Schade (später Kozik), Michael Morgner, Thomas Ranft – mit der Gründung von Clara Mosch wollten sie ein Zeichen gegen die ideologische Schere im Kopf setzen. Sie erklärten den Menschen im Spannungsfeld zwischen Widerstand und Leiden zu ihrem großen Thema.

Vor ein paar Wochen wird mir von verschiedenen Seiten zugetragen, dass einer dieser Künstler ein vehementer Unterstützer von „Einsiedel sagt Nein zum Heim“ sein soll. Ist das vorstellbar? Eine neue Art des Protests, eine neue Art des Widerstands – Widerstand gegen die Menschlichkeit – zum Erhalt eines Wohlstands, der nun einmal nicht für alle reicht? Vielleicht.<

Celia Rothe
arbeitet kunst- und kulturschaffend in Chemnitz, war zuvor Deutsch- und Geschichtslehrerin an einer Chemnitzer Oberschule und Sozialbetreuerin in einer Erstaufnahmeeinrichtung für Geflohene. Im September 2015 gründete sie die Initiative Willkommensdienst, der seitdem mit durchschnittlich 50 Ehrenamtlichen täglich am Chemnitzer Hauptbahnhof ankommende Flüchtlinge zur Erstaufnahmeeinrichtung begleitet. Die Initiative wurde am 4. März 2016 mit dem Friedenspreis der Stadt Chemnitz ausgezeichnet.